

SIMON TURNER



# COMMODUS

*Von Rom verehrt, von  
der Liebe betrogen,  
vom Tod verfolgt.*



ullstein

## **Der Autor**



SIMON TURNEY wuchs in Yorkshire auf, wo er schon früh seine Liebe zu Natur und antiker Geschichte entdeckte. Wann immer er Zeit hat, besucht er geschichtsträchtige Orte und liest oder schreibt über sie. Mittlerweile ist Simon Turney Bestsellerautor, hat mehr als 20 Romane verfasst und kann sich ein Leben ohne Stift in der Hand nicht mehr vorstellen. Er lebt mit seiner Familie und jeder Menge Tiere im ländlichen North Yorkshire.

## **Das Buch**

185 n. Chr.: Das römische Imperium steht am Scheideweg. Ein goldenes Zeitalter droht im Chaos zu versinken, Vernunft und Wohlstand weichen Hunger und Verzweiflung. Ein Mann versucht, sich mit aller Kraft dagegen zu stemmen: Commodus, der römische Hercules, wie er vom Volk genannt wird. Aber der Sohn des Philosophenkaisers Marc Aurel kämpft mit seinen eigenen Dämonen. Wenn die Dunkelheit ihre Finger nach ihm ausstreckt, gibt es nur eine, die ihn versteht: Marcia. Aufgewachsen im Schatten des Palastes wurde die ehemalige Sklavin schon früh seine Vertraute. Doch auch Marcia ist machtlos gegen die Intrigen des Palastes und gegen die

legendäre Grausamkeit des Kaisers, die ihm schließlich selbst zum Verhängnis wird ...

Simon Turney

# **Commodus**

Roman

Aus dem Englischen  
von Holger Hanowell

Ullstein



Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Oktober 2021

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,  
Berlin 2021

© Simon Turney 2019

Titel der englischen Originalausgabe: *Commodus*  
(First published 2019 by Orion Books)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,  
nach einer Vorlage von Orion Publishing Group

Titelabbildung: © The Orion Publishing Group

Autorenfoto: © privat

E-Book-Konvertierung powered by pepyrus.com

ISBN: 978-3-8437-2553-8

Emojis werden bereitgestellt von [openmoji.org](http://openmoji.org) unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

#### *Hinweis zu Urheberrechten*

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und

ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

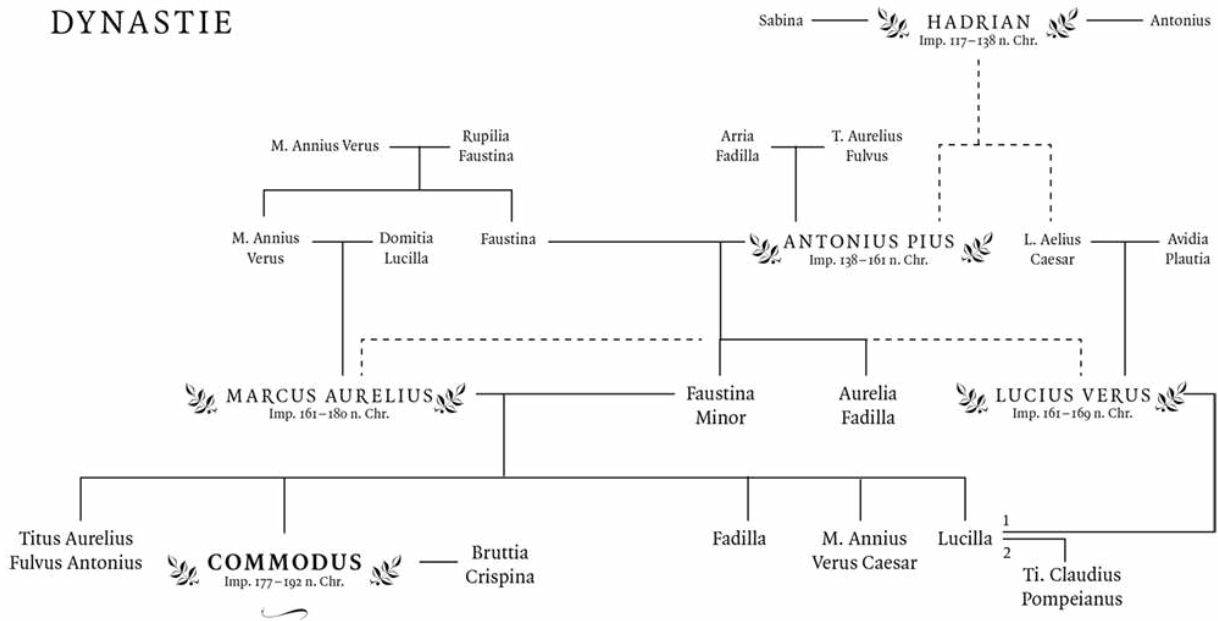
Zum Andenken an meinen Großvater Doug, der mein  
Interesse für römische Geschichte weckte, als ich sechs  
Jahre alt war, und zwar mit dem legendären Satz:  
»Agricola ... war der Cousin von Coca-Cola.«

# Damnatio memoriae

Nach dem Tod eines Kaisers pflegte der Senat den Namen des Herrschers in einer Apotheose zu verklären, wodurch ihm der Status eines Gottes und eine eigene kultische Verehrung zuteilwurden. War der Kaiser jedoch zu Lebzeiten verachtet worden, konnte der Senat das genaue Gegenteil beschließen und den Herrscher auf ewig schmähen, anstatt ihn zu vergöttlichen: In dem Fall trat die *Damnatio memoriae* – dies ist ein moderner Begriff – in Kraft. Unverzüglich und ohne irgendein Zeremoniell wurde der Name des Kaisers aus sämtlichen öffentlichen Inschriften entfernt. (In der Antike sprach man von der *abolitio nominis*.) Die Bildnisse des Herrschers wurden von Fresken gekratzt, seine Statuen zerstört. Manchmal wurde sogar das Konterfei auf einer Münze unkenntlich gemacht. Auf diese Weise verwehrte man dem Herrscher nicht nur einen Platz unter den Göttern, sondern löschte ihn obendrein aus der Geschichte. Dieses Schicksal widerfuhr den böswilligen und unbeliebten Herrschern oder denen, die keine glückliche Hand bewiesen hatten.



# ANTONINUS- DYNASTIE



- | Sohn/Tochter (Abstammung)
- ⋮ Adoption
- Ehe
- 1, 2 Anzahl der Ehen
- Imp. Imperator/Kaiser

# Dramatis Personae

Es folgt eine Auflistung der wichtigsten Figuren, wobei die historischen Personen mit einem \* gekennzeichnet sind. Die heute geläufigen Namen sind durch Fettdruck hervorgehoben worden (sämtliche Jahreszahlen beziehen sich auf die Zeit nach Christus).

- \* **Bruttia** Crispina (164 bis ca. 183 oder 193); Tochter des Konsuls Gaius Bruttius Praesens, Gemahlin von Commodus.
- \* Gaius Avidius **Cassius** (ca. 130 bis 175); Usurpator.
- \* Marcus Aurelius **Cleander** (gest. ca. 189/90); Sklave aus Phrygien; nach seiner Freilassung u. a. Kämmerer und Prätorianerpräfekt unter Commodus.
- \* Lucius Aurelius **Commodus** (geb. 161, gest. am 31.12.192); römischer Kaiser von 180 bis 192 (nannte sich als Alleinherrscher u. a. Imperator Caesar Marcus Aurelius Commodus Antoninus Augustus).
- \* Lucius **Eclectus**; Cubicularius unter Marcus Aurelius, später unter Commodus.
- \* Annia Galeria **Faustina** (auch Faustina d. Jüngere, 130 bis 176); Gemahlin des Kaisers Mark Aurel; 147 zur Augusta erhoben; Mutter des Commodus.

- \* Aelius **Galenus** (Galenos von Pergamon; ca. 128/131 bis ca. 199/216); dt. Galen; griechischer Arzt und Anatom, vorwiegend tätig in Rom.
- \* **Iulius** Alexander (gest. ca. 190); Venator aus Emesa.
- \* Quintus Aemilius **Laetus** (gest. 193); Prätorianerpräfekt.
- \* Annia Aurelia Galeria **Lucilla** (ca. 148/49 bis ca. 181/82); Tochter des Kaisers Mark Aurel, Gemahlin des Mitkaisers Lucius Verus, später vermählt mit Pompeianus.
- \* **Marcia** Aurelia Ceionia Demetrias (gest. 193); Ehefrau des Quadratus, später Konkubine des röm. Kaisers Commodus.
- \* **Marcus Aurelius** (121 bis 180); auch Mark Aurel; als Marcus Aurelius Antoninus Augustus von 161 bis 180 römischer Kaiser; Vater des Commodus.
- \* **Narcissus** (gest. 193); römischer Athlet, der in der Gunst des Commodus stand.
- \* Sextus Tigidius **Perennis** (gest. ca. 185/86); Prätorianerpräfekt.
- \* Tiberius Claudius **Pompeianus**; römischer Politiker und Senator aus Syrien, Legat und oberster militärischer Berater des Kaisers; Schwiegersohn des Kaisers Marcus Aurelius, Ehemann der Lucilla.
- \* Marcus Ummidius **Quadratus** (geb. ca. 138); römischer Politiker und Senator; seine Mutter war die Schwester des Kaisers Mark Aurel.
- \* Aelius **Saoterus**(auch Saoterus; geb. um 160 bis ca. 182/83); griechischsprachiger Freigelassener aus Nikomedeia in Kleinasien; Günstling und Kämmerer des Commodus.
- \* Lucius Septimius **Severus** (146 bis 211); Legat und Suffektkonsul unter Commodus; später röm. Kaiser von 193 bis 211 (Begründer der Dynastie der Severer).
- \* Lucius Aurelius **Verus** (130 bis 169); als Lucius Aurelius Verus Augustus von 161 bis 169 Mitkaiser; Adoptivbruder des Marcus Aurelius.

# Teil 1

## Geboren für das Purpurgewand

»Denn hier, solange ich lebe, sollst du nimmermehr /  
Herakles' Sohn' ermorden«

*Euripides, Herkules*

# 1. Kapitel

## Die in ihr Grab stürzten

Rom, 162 n. Chr.

Ich hatte einen Albtraum, allerdings kann ich mich beim besten Willen nicht einmal entfernt entsinnen, um was es darin ging. Ich lag in meine Decken gehüllt im oberen Stockwerk unseres Hauses im Velabrum, als alles seinen Lauf nahm.

Ich war gerade einmal vier Jahre alt, aber meine Mutter meinte, dass ich für mein Alter weiter entwickelt sei. Es war das Jahr der Konsuln Rusticus und Plautinus, zur Zeit der Regentschaft der neuen ruhmreichen Kaiser Marcus Aurelius und Lucius Verus. Wir hatten Frühling, und ungeachtet der Unwetter, die sich seit Tagen über den nahe gelegenen Anhöhen entluden, war die Nacht ungewöhnlich warm und schwül.

Das Velabrum – meine Heimat – ist eine flache Senke zwischen Roms größten Hügeln, dem Kapitol und dem Palatin, und erstreckt sich vom Forum Romanum bis zum Fluss. In vergangener Zeit war es eine sumpfige Gegend gewesen, die oft überflutet wurde, doch dann erbaute man die Cloaca Maxima, Roms größten Abwasserkanal, um dieses Gebiet trockenzulegen. Die Cloaca verläuft unter dem Velabrum und folgt der natürlichen Beschaffenheit der Senke. Aber selbst das hatte nicht ausgereicht, um weitere Überschwemmungen und Katastrophen zu verhindern, und deshalb war unter dem wahnsinnigen Nero das Terrain

insgesamt angehoben worden. Von da an trat der Tiber nur noch bei starken Fluten über die Ufer.

In einem Viertel, in dem die allermeisten Gebäude *Insulae* waren – Holzhäuser, die bis zu sieben Stockwerke hoch in den Himmel ragten und von Bettlern, Dieben und den Armen der Stadt bewohnt wurden –, stellte unser Wohnhaus eine kleine Oase der Baukunst dar: ein Backsteingebäude, nur zwei Stockwerke hoch, auf gleicher Höhe mit den Bauwerken unterhalb des Palasts an den Hängen des Palatins. Ich kann mich noch gut an dieses Haus erinnern, auch wenn es unser letztes Jahr dort war, denn in jenem Frühjahr vermochten die Ufer den großen Vater Tiber nicht mehr zu bändigen.

Ein krachendes Geräusch durchschnitt die Schleier von Morpheus und holte mich mit Gewalt zurück in unsere reale Welt. In meiner Kammer wurde es nie richtig dunkel, denn selbst mitten in der Nacht hielten Fackeln und Lampen in weiten Teilen der Stadt die Schatten fern.

Ich richtete mich ruckartig auf, zitterte, war verwirrt. Einen Moment lang vermochte ich nicht zu sagen, ob dieses Geräusch Teil meines Traums gewesen war oder aus der realen Welt kam; aber ein zweites Krachen klärte die Frage. Es hörte sich an, als würde die Welt um mich herum in den Hades hinabstürzen, und so stand ich mit zittrigen Beinen auf. Schon glaubte ich, wieder von Stille umgeben zu sein, doch das gaukelten mir nur meine Sinne vor. Die krachenden Geräusche waren so laut gewesen, dass sie für die Dauer weniger Herzschläge alle anderen Laute hatten verstummen lassen. Dann kehrte das Lärmen mit voller Wucht zurück: Schreie, Gebrüll, donnerndes Grollen und Knallen. Ich sah, wie die Lichter im Velabrum nach und nach erloschen, da der goldene Schein, der durch die schäbigen Fensterbehänge fiel, deutlich abnahm.



Erfüllt von grenzenloser Unruhe, tappte ich langsam über die kalten Fliesen zu meinem Fenster, ganz so, als wäre ich imstande, den Lauf der Ereignisse aufzuhalten, wenn ich meine Nachforschungen nur lange genug hinauszögerte. Ja, ich weiß: schäbige Fenstervorhänge und kalte Fliesen. Aus heutiger Sicht klingt das so ärmlich, aber damals war man der Ansicht, dass wir uns glücklich schätzen durften – dass wir sogar wohlhabend waren –, denn der Kaiser bezahlte unser Haus, und dank einer kleinen finanziellen Zuwendung waren wir imstande, die Räumlichkeiten einzurichten. Ich trat also ans Fenster. Das Lärmen draußen schwoll weiter an, während der Lichtschein immer schwächer wurde. Ich vernahm ein Brüllen wie von einem wahrhaft gigantischen Löwen, der aus unterirdischen Gängen hervorsprang. Als ich vor den Vorhängen stand, zuckte ich zusammen und wagte kaum, sie anzufassen, aus Angst vor den Dingen, die jenseits der Fenster meiner harreten.

Schließlich brachte ich doch den Mut auf und zog die Vorhänge beiseite – und starrte hinab in die unterirdischen Gewölbe des Tartarus.

Aus Richtung des Flusses wälzte sich eine große Woge durch das Velabrum. Selbst bei den schlechten Lichtverhältnissen konnte ich all das Treibgut sehen, das der Wellenkamm mit sich führte. Aber es waren nicht etwa Reste irgendeines zerschellten Schiffes, sondern Trümmer von Wohnhäusern und Läden; geborstenes Holz und Bruchstücke von Putz, die von den Fluten mitgerissen wurden. Allein die stabileren Gebäude hielten der donnernden Woge und den gierigen Wassermassen stand. Und nur noch in den oberen Stockwerken jener Gebäude brannten noch Fackeln und Lampen und beleuchteten das grausige Schauspiel.

Voller Entsetzen verfolgte ich, wie die schweren Abdeckplatten auf der Abwasserleitung unten in der Cloaca Maxima durch die Luft wirbelten, als

wären sie aus Terrakotta, hochgedrückt von tosenden Wassern, die so stark waren, dass das alte Abwassersystem sie nicht mehr zu halten vermochte.

Schreie entrangen sich den Kehlen all der Männer, Frauen und Kinder, all der Alten, die in die Strudel dieser Flutwelle gerieten, bis all diese Unglückseligen gegen Mauern geschleudert wurden oder in dem schäumenden Wasser untergingen. Die Lebenden kämpften wie wild gegen die Wellen an, die Toten dümpelten reglos im Wasser oder trieben in den Strudeln, fortgerissen aus Stadtvierteln weiter stromaufwärts. All das nahm ich binnen weniger Herzschläge wahr.

Entsetzen. Zerstörung. Ein nasses Grab, das immer mehr Leben forderte. Der Schreck, der mich lähmte, fiel erst von mir ab, als ich meinen Namen hörte. Mutter. Sie stürzte in meine Kammer hinein, das Haar in Unordnung, die Augen weit aufgerissen – an ihrer kurzärmeligen, schief sitzenden wollenen Tunika hatte sie den Gürtel nicht geschlossen.

»Marcia, komm, beeil dich!«

Sie war so kühl und nüchtern wie immer, aber ich brauchte keine weitere Aufforderung. Mutters Wort war Gesetz: Sie hatte einen eisernen Willen, und das schon seit dem Tod ihres Mannes, jedenfalls sagten das die Leute. Meinen Vater Marcus Aurelius Sabinianus Euhodius hatte ich nie kennengelernt, doch bei denen, die sich für die Belange der Freigelassenen interessierten, stand er immer noch in gutem Ruf. Rasch ihr Haar richtend, als würde es ihrem Ansehen schaden, wenn man sie in diesem unordentlichen Aufzug sehen würde – sogar mitten in einer Katastrophe –, stürmte meine Mutter wieder aus meiner Kammer und verschwand über die matt beleuchtete Treppe nach unten. Ich verharrte oben auf dem Absatz und schaute zu, wie sie nach unten lief, wobei sie hastig den Gürtel auf Taillenhöhe verknotete. Nach unten zu gehen, schien keine gute Idee zu sein. Denn hinunter hieß: zu den schäumenden Wassern, die mich so

sehr in Angst und Schrecken versetzten. Aber Mutter war bereits dort angekommen und entzündete eine Lampe. In ihrem goldenen Schein sah ich, dass das Wasser nicht schon ernsthaft damit begonnen hatte, den Raum in Besitz zu nehmen. Zumindest noch nicht.

Ein wenig erleichtert lief auch ich die Stufen nach unten, doch das Herz schlug mir bis zum Hals. Dann bemerkte ich, dass das Wasser bereits von der Straßenseite unter der Tür des Ladengeschäfts ins Haus kam, und ich konnte genau sehen, wie es über die Fenstersimse lief. Es sickerte unter den Fensterläden, die von innen mit ehernen Stäben verriegelt waren, in den unteren Raum. Ein unheilvolles Knarren und Knacken führte mir die schreckliche Wahrheit vor Augen. Die Tür zur Straßenseite und die beiden Fensterläden waren alles, was die Flut noch aufhielt. Die Wassermassen drückten von außen gegen die Läden und drohten, sie zum Bersten zu bringen. Wenn die Eisenstäbe nachgaben, würde sich der Raum in kürzester Zeit wie das Becken einer Therme füllen.

Ich stand wie angewurzelt da, gelähmt vor Angst. Warum waren wir hier? Hier unten saßen wir in der Falle, warteten nur darauf, bis das Wasser hereinkam und uns den Atem raubte.

Doch dann erkannte ich mit Erstaunen, warum wir hier waren. Denn Mutter wühlte in den Truhen und Regalen ihrer kleinen Werkstatt, die gleichzeitig unseren Wohnbereich darstellte. Sie hielt sorgsam gefaltete Kleider aus Leinen, Wolle und sogar aus Seide in den Armen, einige Gewänder waren golddurchwirkt, andere purpurrot gefärbt. Gewänder, die ein König hätte tragen können. Angemessen für einen Kaiser. Tatsächlich *gehörten* diese Gewänder ja einem Kaiser.

»Rasch, Kind. Nimm dies.«

Sie hielt mir einen Stapel Tuniken hin, den ich entgegennahm, obwohl ich es immer noch nicht glauben konnte, dass wir im Angesicht des

drohenden Untergangs ihre Arbeit retteten.

»Mama ...«

»Lauf nach oben. Ich komme nach.«

Ich blickte sie einen Moment an, rührte mich nicht vom Fleck.

»Gott wird uns schützen. Geh, Kind!«

Ich lief los, ließ meine Mutter in dem Raum zurück, der sich jeden Augenblick wie eine Zisterne füllen könnte. Während ich die Stufen hochrannte, presste ich die wertvollen Gewänder an meine Brust, als wäre in diesen Stoffen die ganze Liebe meiner Mutter enthalten.

Auf dem Treppenabsatz oben blieb ich stehen, atmete mühsam und behielt den Teil der Werkstatt im Blick, den ich von dort aus sehen konnte und der in den goldenen Schein der Öllampe getaucht war. Keine Spur von meiner Mutter. Nur ab und zu geriet ihr unsteter Schatten in mein Blickfeld, verzerrt von dem steigenden Wasser, das unterdessen den Fußboden überspült hatte. Die Flut hatte dort unten bereits Unrat angeschwemmt, der vor- und zurückschwappte, aber ich wusste, dass die Wassermassen, die nur von dünnen Schichten Holz und ehernen Stäben zurückgehalten wurden, um vieles gefährlicher waren.

Ich stand da, drückte den Stapel kostbarer Stoffe an mich und wollte unbedingt, dass Mutter sich beeilte. Dann wieder dieses unheilvoll knarrende Geräusch, gefolgt von einem Splittern und Krachen. Der Raum im Erdgeschoss füllte sich im Nu mit Wasser – mit einer dunkel wogenden, schäumenden Flut, die heftig gegen die Wände schlug und die Stufen zu mir heraufkam. Ich hörte meinen eigenen dröhnenden Herzschlag, hatte die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen.

Meine Mutter ... ich konnte sie nicht mehr sehen!

Vielleicht hätte ich mich umdrehen und fortlaufen sollen, denn das Wasser stieg immer höher, drängte viel zu schnell zu meinen reglosen

Füßen hinauf. Aber meine Mutter war nicht mehr da. Die sprudelnde, schäumende Flut stieg weiter und weiter und verschlang alles ... und Mutter war fort.

Ich konnte sie doch nicht zurücklassen ...

Plötzlich durchbrach ein durchnässtes Stoffbündel die Wasseroberfläche, das von zwei Händen festgehalten wurde. Es folgte Mutter, die ihre Arme über den Kopf emporgestreckt hatte. Stufe um Stufe kämpfte sie sich die Treppe zu mir hinauf, ihr Blick haftete auf den kostbaren kaiserlichen Gewändern, die sie mühsam oberhalb des schmutzigen Wasserpegels halten wollte.

Fast hätte ich den eigenen Stapel Kleidung fallen lassen, um meine Arme um meine tropfnasse Mutter zu schlingen, aber dafür war keine Zeit. Denn sie zwängte sich schon an mir vorbei und schärfte mir ein, nicht zu trödeln.

»Ich wünschte, wir lebten in einer der hohen Insulae«, sagte ich mit zitternder Stimme und schielte auf das Wasser, das bereits über den oberen Treppenabsatz lief.

»Nein, das würdest du dir nicht wünschen, Marcia«, erwiderte Mutter, und ich drehte mich um und folgte ihrem Blick. Durch das Fenster ihrer Schlafkammer konnten wir in unmittelbarer Nachbarschaft einen dieser aus Holz gezimmerten Wohnblöcke sehen, der sich immer weiter zum Kapitolinischen Hügel neigte. Das Fundament war längst von der steigenden Flut unterspült. Das Gebäude schien einen Neigungswinkel zu erreichen, den man nicht für möglich gehalten hätte, und nur Gott allein hielt es noch aufrecht – doch dann stürzte es in sich zusammen. Während ich das gewaltige Krachen und all die Schreie hörte, machte ich mir bewusst, dass mich offenbar einer jener einstürzenden Wohnblocks aus dem Schlaf gerissen hatte. Ich sah Menschen aus den oberen Stockwerken

fallen, als der ganze Komplex in sich zusammenstürzte – vielleicht hatten sie den Halt verloren, vielleicht waren sie aber auch gesprungen in der Hoffnung, das Wasser würde ihren Sturz in die Tiefe abmildern. Sie alle waren verloren. Die Todgeweihten, die in ihr Grab stürzten.

»Bete, Marcia. Bete um Erlösung.«

Mutter legte ihren Stapel Kleidung auf den Deckel einer Truhe und sank auf die Knie, die Hände vor der Brust gefaltet. Dann rief sie den geliebten Heiland an, er möge uns beistehen und zu Hilfe kommen. Ich war vier Jahre alt: Ich glaubte an das, an das ich glauben sollte. Doch schon damals – obwohl ich von meiner Mutter im Glauben an unseren Herrn erzogen worden war, an den auferstandenen Christus – stellte ich unter dem Eindruck dieser Katastrophe fest, dass mein Glaube einfach nicht stark genug war. Gott würde gewiss nur von geringem Nutzen sein, wenn man dem entgegensah, was ich dort draußen erblickt hatte. Dennoch, gleichermaßen angetrieben von meinem Vertrauen in meine Mutter und dem Glauben an den Herrn, legte ich meine Kleidungsstücke auf ihren Stapel, ging auf die Knie und betete.

Vielleicht sprach Gott damals zu meiner Mutter, obschon ich nur Schreie und die zerstörerische Wut des Wassers vernahm, denn plötzlich brach sie ihr Gebet ab, schaute voller Tatendrang auf und zeigte auf die wacklige Holzleiter im Halbdunkel des Treppenabsatzes.

»Das Dach, Marcia.«

Das Wasser war bereits bis ins obere Stockwerk gestiegen und reichte bis zu Knöcheln. Ich brauchte keinen Ansporn. Ich stand auf, löste die betenden Hände und folgte Mutter zur Leiter.

»Ich gehe zuerst«, sagte sie. Ich staunte, als ich sah, wie sie einen Stapel Kleidungsstücke nahm und anfang, sich mit einer Hand von einer Sprosse zur anderen zu ziehen, während sie mit dem anderen Arm die



Kleider umklammert hielt, die ihre Existenzgrundlage bildeten. Mit etwas Mühe schob sie oben den Riegel der hölzernen Luke beiseite und kletterte aufs Dach. Mir entging nicht, dass sie einmal ins Wanken zu geraten schien, und ich befürchtete schon, sie würde die Leiter hinunterfallen. Doch dann hatte sie ihr Gleichgewicht wiedererlangt, legte ihr kostbares Bündel auf die Dachziegel und vergewisserte sich, dass es dort sicher war. Dann bedeutete sie mir, ihr zu folgen. Auch ich kletterte nach oben, hatte meinen eigenen Stapel aber unten vergessen. Sprosse um Sprosse zog ich mich bis nach oben und ließ mich erschöpft aufs Dach plumpsen. Mutter zögerte keinen Moment, stieg wieder nach unten und holte den Stapel Kleidung, den ich im Stich gelassen hatte.

Die Dachneigung war sehr gering und gerade so bemessen, dass das Regenwasser in die Rinnen lief und weiter unten in eine große Tonne fiel, die inzwischen komplett überspült war. Wie bei anderen Häusern dieser Bauhöhe hatte man auch in unser Dach eine Luke eingefügt, um darauf zu steigen, weil die ärmeren Bewohner der aufragenden Insulae ringsum die Angewohnheit hatten, ihren Unrat aus den oberen Fenstern zu schmeißen. Es kümmerte in diesen Gebäuden offenbar keinen, auf wessen Dach dieser Müll landete. Und deshalb stand auch ein Besen nah bei der Luke, damit man in größeren Abständen den unaussprechlichen Unrat von den Dachziegeln fegen konnte.

Meine Mutter kehrte mit dem Rest der Kleidung zurück und schickte leise Dankesworte zum Himmel, da sie von der Flut verschont geblieben war – und ihre besten Kleidungsstücke einigermaßen unversehrt geblieben waren. Ich war da ein wenig skeptischer. Es mochte ja stimmen, dass wir der rauschenden Zisterne im Erdgeschoss entronnen waren, dafür waren wir aber jetzt auf dem Dach gefangen. Ich nahm das ganze Ausmaß der Katastrophe um uns herum in mich auf. Etwa die Hälfte der

hohen Insulae in unserem Straßenzug war verschwunden, und in den tosenden Wassern unter uns trieben die Trümmer. Eigentlich wäre es unmöglich gewesen, den genauen Flussverlauf zu bestimmen, hätte es da nicht das runde Dach des Tempels des Herkules Victor gegeben, das gerade noch aus dem Wasser ragte. Ich wusste nämlich, dass dieser Tempel in der Nähe des Ufers stand. Jede einzelne Straße hatte sich in einen reißenden Fluss verwandelt. Immer noch brannten Lichter in den höhergelegenen Gebäuden, aber alle tiefergelegenen Bereiche waren verloren – nur noch eine Welt aus Schreien und Rufen war geblieben.

»Frau!«

Wir drehten uns unwillkürlich um. Es war seltsam und womöglich sogar anmaßend, dass wir beide wie selbstverständlich davon ausgingen, dass der Ruf uns galt, aber irgendwie schien das nur natürlich, denn jede andere Stimme in Rom glich einem Schrei. Diese Stimme hingegen klang tief und gebieterisch – vor allem aber ruhig und gefasst.

Auf dem Dach des kleinen Badehauses, das sich knapp hinter unserem Wohnhaus an die Anhöhe des Palatins schmiegte, stand ein Mann. Er trug die Uniform der städtischen Kohorten, jener militärischen Abteilung, die dafür zuständig war, Verbrechen zu unterbinden und die öffentliche Sicherheit aufrechtzuerhalten. Ich bemerkte, dass seine Uniform trocken war; folglich musste der Mann aus den höhergelegenen Vierteln gekommen sein. Im nächsten Moment sah ich, dass andere aus seiner Einheit hinter ihm aufs Dach kletterten. Obwohl das Wasser bereits bis ins obere Stockwerk unseres Hauses gestiegen war, standen Teile des Badehauskomplexes aufgrund der Schräge des großen Hügels noch auf trockenem Boden.

»Bist du Marcia Aurelia Sabinianus?«, rief der Mann.

Meine Mutter runzelte die Stirn und nickte. Als ihr dann aufging, dass der Mann das Nicken vermutlich nicht sehen konnte, räusperte sie sich und erwiderte: »Die bin ich.«

»Wir sind gekommen, um dich zu retten. Bist du verletzt?«

Ich starrte verblüfft in Richtung des Mannes. Eine Abteilung der städtischen Kohorten hatte diesen Weg auf sich genommen – nur um meine Mutter zu retten?

»Nein, mir geht es gut.«

»Der Imperator wünscht, dass wir dich in den Palast bringen.«

Der *Imperator*? In all diesem Chaos hatte der Kaiser daran gedacht, meine Mutter vor dem Schlimmsten zu bewahren?

»Aber wie sollen wir fliehen?«, fragte meine Mutter und blickte auf die steigende Flut um uns herum.

»Hier, zu uns.«

Vier der Männer balancierten vorsichtig über die Dachziegel und schoben eine Holzplanke in unsere Richtung. Jetzt begriff ich, woher die Männer gekommen waren. Die gegenüberliegende Außenmauer der Therme wurde ausgebessert. Seit mehreren Tagen hatten wir die Stimmen der Arbeiter gehört, ihr Rufen und auch ihr Singen. Das Baugerüst zog sich an einer Seite des Gebäudekomplexes entlang. Die Männer der Kohorte hatten demnach das Gerüst erklommen und eine Planke aufs Dach des Badehauses gezogen. Bis dahin war mir gar nicht bewusst gewesen, wie dicht unser Haus an der Therme stand. Erst jetzt wurde mir das klar, als ich sah, wie die Männer die Holzplanke vom anderen Dach quer über die schmale Straße auf unsere Dachziegel schoben. Die Planke erreichte so gerade noch unser Haus. Eine Erschütterung hätte genügt, und sie wäre in die tosenden Fluten gestürzt, aber aus irgendeinem Grund schien diese

Gefahr unbedeutend zu sein. Denn inmitten der Katastrophe um uns herum stellte dieser schmale Laufsteg eine unerwartete Hoffnung dar.

»Kommt herüber zu uns. Wir stabilisieren die Planke von hier aus, so gut wir können. Aber gebt acht! Immer schön langsam gehen. Und gut festhalten!«

»Meine Tochter kommt zuerst«, sagte meine Mutter im Befehlston.

»In Ordnung. Nur zu!«

Mutter bedeutete mir, die Planke zu betreten. Mein Herz schlug dumpf und schnell in meiner Brust, ein Prickeln lief angesichts dieser Gefahr über meine Haut. Langsam rutschte ich über das Dach zur Planke, suchte dann aber Halt an den Ziegeln, als ich mich der Dachkante näherte. Vorsichtig stand ich auf und betrat das Ende des wackligen Bretts. Dann begann ich, langsam einen Fuß vor den anderen zu setzen.

»Runter auf Hände und Knie, Mädchen!«, brüllte der Soldat. »Hände und Knie, hörst du?«

Obwohl ich mir ziemlich sicher war, dass ich es zu Fuß schaffen würde, befolgte ich den Rat, ging auf die Knie und kroch langsam über die Planke. Sie wackelte gefährlich und bog sich selbst unter meinem geringen Gewicht. Wenn ich im Nachhinein drei Momente benennen müsste, die meine lebenslange Angst vor Wasser erklären, dann wären es diese: erstens der Blick aus dem Fenster meiner Kammer, als die Flutwelle des Tibers in meine Richtung kam. Zweitens die Angst, meine Mutter würde von den Strudeln in die Tiefe gezogen. Und drittens das Starren auf die schäumenden Fluten unterhalb der Holzplanke. Ich zitterte wie Espenlaub, als ich am anderen Ende ankam und dort von kräftigen, behaarten Armen in Empfang genommen wurde. Ich erinnere mich gut an die Hautritzungen an den Armen zweier Soldaten. Nachdem die Männer der städtischen Kohorte mich sicher bei sich aufgenommen hatten, war Mutter

an der Reihe. Ich sah, wie sie den großen Stapel Kleidung nahm und auf die Planke legte – die unwichtigsten Stücke ganz zuunterst –, ehe sie begann, den Stapel vor sich herzuschieben.

»Lass doch die Kleidung, Frau!«, rief der Kohortenführer fassungslos.

»Das sind die Tuniken des Imperators. Nur er kann mir diesen Befehl geben.«

Und so kroch meine Mutter langsam über die rettende Planke, wobei sie den Stapel Kleidung ganz behutsam vor sich herschob. Als sie einmal kurz die Kontrolle verlor und mit ansehen musste, wie die zuoberst liegende dunkelblaue, mit Silberfäden durchwirkte Tunika in den reißenden Strom flatterte, glich ihr gellender Aufschrei des Entsetzens den Schreien der verlorenen Seelen in jener Nacht. Sie kämpfte so hart darum, den Rest des Stapels wieder unter ihre Kontrolle zu bringen, dass sie um ein Haar selbst in die Fluten gestürzt wäre.

Einige Herzschläge später gelangte auch sie auf das andere Dach. Mithilfe der Soldaten überquerten wir es und stiegen auf den Leitern am Baugerüst langsam nach unten. Einer der Soldaten schickte sich an, meiner Mutter die Bürde abzunehmen, aber sie weigerte sich, die kostbare Kleidung aus der Hand zu geben. Ja, mit fast argwöhnischen Blicken presste sie den Stapel an ihre Brust, während wir den wackligen und nervenaufreibenden Abstieg wagten. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals dankbarer gewesen zu sein als in dem Augenblick, als wir am Hang des Palatins festen Boden unter den Füßen spürten. Dennoch standen wir nur knapp über dem Pegel der steigenden Wassermassen. Mutters Beispiel folgend, betete auch ich zu Gott in der Höhe, er möge die Stadt und ihre Einwohner schützen, was uns düstere, missbilligende Blicke von den Soldaten einbrachte, während wir die Stufen der *Scalae Caci* emporstiegen.

Man führte uns an den Tempeln der Magna Mater, der Victoria und des Apollo vorbei und schließlich in den weitverzweigten Gebäudekomplex des kaiserlichen Palasts hinein. Als wir an den drei großen heidnischen Kultstätten vorbeigingen, schlug Mutter das Zeichen des Kreuzes und machte einen großen Bogen um die Tempel, als könnte der Götzendienst irgendwie auf sie überspringen. Was mich betraf, so war ich wie immer mehr als nur ein bisschen fasziniert von den Göttern unserer römischen Mitbürger, auch von der Art und Weise, wie diese Götter verehrt wurden. Auf mich wirkten sie fremdländisch und verlockend, auch wenn sie mir bisweilen seltsam vorkamen. So etwas hätte ich natürlich nie in Gegenwart meiner Mutter sagen dürfen, denn dann hätte ich mein Leben lang Buße tun müssen.

Zu guter Letzt wurden wir in den eigentlichen Palast gebracht. Die acht Mann der städtischen Kohorten eskortierten uns vorbei an den Wachen der Prätorianergarde und führten uns durch Gänge aus teurem Marmor und leuchtenden Farben, beherrscht von Büsten berühmter Männer, die noch lebten oder schon der Vergangenheit angehörten. Wann immer Mutter nicht genau hinsah, streckte ich die Hände nach diesen Büsten aus und strich mit den Fingern über die Sockel. Ich denke, die meisten Menschen aus dem Volk hätten beim Anblick dieser goldenen Pracht vor lauter Erstaunen ihre Münder nicht mehr schließen können. Aber ich war natürlich schon so oft im Palast gewesen wie die Senatoren und Feldherrn, weil meine Mutter bei der Gestaltung der Gewänder den Wünschen und Bedürfnissen des Kaisers nachkommen musste; dennoch erfüllte mich die kaiserliche Pracht immer wieder mit Ehrfurcht. Am Ende eines Korridors ertasteten meine Finger eine lose Sockelleiste, sodass die Büste eines alten Würdenträgers leicht zu wackeln begann. Mutter sagte nichts. Das



brauchte sie auch nicht. Denn ihr strenger Blick war mir Mahnung genug. Fortan achtete ich darauf, dass meine Arme dicht am Körper blieben.

Schließlich gelangten wir in einen großen Saal, dessen Wandbemalung allerhand fantastische Tiere bereithielt und so gestaltet war, dass sie dem Auge echte Gegenstände sowie eine reale Flora und Fauna vortäuschte: Es hatte den Anschein, als stünden wir in einem großen Park mit Blick auf einen See voller Schwäne. Man bedeutete uns, leise zu sein, als wir eintraten, und ich begriff auch sogleich, warum.

Die beiden Imperatoren standen vor einem Schreibtisch, auf dem eine Karte Roms ausgebreitet lag, aber sie waren nicht allein, sondern befanden sich in Gesellschaft von Männern in Togen und Soldaten in Rüstung: Zwei hochrangige Offiziere, bei denen es sich höchstwahrscheinlich um den Präfekten der Prätorianer und den Kommandanten der städtischen Kohorten handelte, des Weiteren einige Herren, die hohe öffentliche Ämter bekleideten, und sogar ein Priester war anwesend.

Der große Marcus Aurelius, Nachfolger des göttlichen Antoninus und seit nunmehr einem Jahr Kaiser Roms, war mit einem der Politiker in eine leise geführte Unterhaltung vertieft, während der Herr und Gebieter meiner Mutter – der zweite Kaiser und Adoptivbruder des Aurelius – in scharfem Ton auf den Prätorianerpräfekten einredete.

»Ich will, dass man ihn findet und hierherbringt, damit er mir Rede und Antwort steht, von Angesicht zu Angesicht, verstanden?«, schnauzte Lucius Verus den Offizier an.

Aurelius fühlte sich durch die lauten Worte in seiner leise geführten Unterhaltung unterbrochen und wandte sich um. Seine intelligenten grauen Augen waren voller Sorge. »Von wem sprichst du?«

»Von Statius Priscus natürlich«, antwortete Verus. »Was für ein Narr!«

Aurelius nickte zum Zeichen des Verstehens und wandte sich dann wieder seinem eigenen Gespräch zu, sodass Lucius Verus den Offizier weiter anschauen konnte. »Es ist Priscus' Aufgabe, das Flussbett und die Wasserleitungen zu beaufsichtigen, er müsste also sämtliche Vorgänge im Blick haben. Ein guter Curator alvei Tiberis sollte immer wissen, was gerade geschieht; ja, er sollte sogar wissen, wie viel Fische es im Fluss gibt. Aber vor allem sollte er, verflucht noch einmal, Bescheid wissen, wenn eine Flut kommt, die stark genug ist, eine ganze Stadt zu überschwemmen!«

»Mein Gebieter, wir waren bereits beim Haus des Curators. Sein Verwalter sagt, Priscus sei in seiner Villa bei Norba an den Hängen der Lepinischen Berge.«

»Was?«

»Offenbar musste er sich dort um ein Problem mit dem Abwassersystem kümmern.«

Das Mienenspiel des Kaisers unterlag zahlreichen Veränderungen, ehe sein Gesicht vor Zorn tiefrot anlief. »Sorg dafür, dass ihn unverzüglich jemand benachrichtigt. Und dann werden wir ja sehen, wie sehr ihn die Ironie dieser Situation erheitert, dass er sich ausgerechnet dann um die Abwasserleitungen seines Anwesens kümmern muss, wenn Rom in seiner Abwesenheit allmählich in den Fluten untergeht! Es sollen weißglühende Eisen für ihn bereitliegen!«

Der Kaiser Aurelius, dem nie etwas entging, warf seinem Bruder einen warnenden Blick zu. Unter diesem weisen Blick ließ Verus' Zorn sichtbar nach. »Benachrichtigen wir ihn«, ließ sich der ältere Bruder vernehmen, »aber erst, wenn die Krise vorüber ist. Jetzt müssen wir all unsere Bemühungen darauf richten, sicherzustellen, dass die trockenen Gebiete unversehrt bleiben. Das Wasser könnte weiter steigen, und ganzen Vierteln droht Gefahr. Sorg dafür, dass alle einsatzfähigen Männer Dämme

in den Straßen errichten ...« – er beugte sich über die Karte und zeigte auf bestimmte Stellen –, »hier, hier und hier.«

Lucius Verus wandte sich von seinem Bruder ab, seine Wut hatte sich abgekühlt, doch dann fiel sein Blick auf uns, die wir unauffällig und still in einer Ecke warteten. »Marcia? Gut, dass man euch rechtzeitig gefunden hat. Ich höre schreckliche Geschichten über das, was sich gerade im Velabrum abspielt. Ganz gleich, wie oft wir auf die Einhaltung der Bauvorschriften pochen, die Hausbesitzer wollen sich nicht an die Regeln halten, und das Ergebnis ist immer, dass es in einer Katastrophe endet. Zumindest bist du nicht verletzt, auch deine bezaubernde Tochter nicht.«

Mutter verbeugte sich respektvoll, was sich als recht schwierig erwies, da auf ihren Armen ein Stapel zusammengefalteter Kleidung ruhte. Erst da erkannte Verus, was sie bei sich trug.

»Bei Jupiter und all seinen Donnerkeilen! Jetzt sag mir nicht, dass du Leib und Leben aufs Spiel gesetzt hast, um mir meine Tuniken zu bringen?«

Meine Mutter besaß den Anstand, ein wenig verlegen dreinzublicken, und Verus ließ ein Kichern vernehmen, das ein Ausdruck echter Zuneigung war. Sein Haar und sein Bart hatten einen goldenen Schimmer im Schein der Lampe erhalten, und ein freundliches Lächeln trat in sein Gesicht. »Marcia, du bist ein Wunder.« Er deutete auf den Offizier neben uns. »Libo, ich wünsche, dass diese Damen gut versorgt werden.« Er zwinkerte meiner Mutter zu, ehe er sich erneut an den Offizier wandte. »Ich ziehe in einem Monat gegen Parthia in den Krieg, und da ziemt es sich nicht für einen Imperator, dem König aller Könige in Lumpen entgegentreten.« Wieder kicherte er leise. »Bring die beiden zunächst bei den Jungs unter, bis wir dauerhaftere Regelungen treffen können.«

Und mit diesen Worten wurden wir wieder fortgeschickt. Man eskortierte uns aus dem Gemach, aber dieser kurze Moment hatte mir genügt, um einen Eindruck von der Welt der beiden Imperatoren zu erhalten. Sie waren keine wankelmütigen und gefährlichen Narren wie Nero, auch keine Tyrannen wie einst Tiberius. Diese Männer waren der Inbegriff der Romanitas, sie führten ihr Volk und kümmerten sich als Patres Patriae um die Belange der Stadt – wie wahre Väter Roms. Trotz der schrecklichen Vorkommnisse, die wir in jener Nacht durchlebt und durchlitten hatten, war ich mir sicher, dass Rom sich in guten Händen befand.

Irgendwann verlor ich in dem Palast die Orientierung. Zwar waren wir Verus hier schon oft zu Diensten gewesen, aber meistens in denselben Räumen: entweder den öffentlichen Hallen oder seinen privaten Gemächern. Der Bereich des Palasts, durch den wir nun geführt wurden – mit Fenstern, durch die man auf den großen Circus Maximus schauen konnte –, war der kaiserlichen Familie vorbehalten, aber auch bedeutenden Gästen und Verwandten. Nach einer Weile überließen uns die Soldaten der Obhut eines Palastaufsehers, der uns das letzte Stück des Weges begleitete und sich dabei ungeheuer wichtig nahm. Dieser aufgeblasene Wichtigtuere dachte nicht einen Moment daran, meine Mutter zu fragen, ob er ihr den Stapel Kleidung abnehmen könne, wie es zuvor sogar die Soldaten der städtischen Kohorten getan hatten.

Es stellte sich heraus, dass unsere Reise durch die Weiten des Palasts in einem Raum endete, dessen Wände eine exotische Tierwelt zeigten und der schwach von Öllampen erleuchtet war. Zwei Säuglinge lagen in Kinderbetten, die mehr gekostet hatten als unser ganzer Hausstand. Beide